Die Heimat

Blätter für heimatliche Geschichte, Volks- und Naturkunde.

Erscheint monatlich als Beilage der „Heinsberger Volkszeitung“.
Auch gesondert zu beziehen zum Jahrespreis von Mark 2.40.

WASSENBERG HEINSBERG WALDFEUCHT

Schriftleitung: W. J. Spehl/Hülhoven-Heinsberg
Druck und Verlag: P. W. Joppen in Heinsberg.

Nr. 4. 1926. Samstag, 27. März. 6. Jahrgang.

Myhler Erinnerungen und Sagen.

Aus Myhl, dem lieblichen Walddörfchen, unweit Wassenberg, berichtet diese Nr. Zwei Söhne des Dorfes erzählen von ihrer schönen Heimat. Jugenderinnerungen, Jugendfreuden werden wach und mögen auch andern Landsleuten Freude machen. Und eine Dorfsage schlingt einen immergrünen Kranz um Heimatdorf und Berg. Jos. Schaffrath bringt ihren Inhalt in der knappen Form leichter Verse. J. L. Jakobs hat diesen Sagenkern weiter ausgewirkt. Und so bringen wir sie denn in zweifacher Form: Die Sage vom Schwanderberg.

Myhl.

(Hauptlehrer Jos. Schaffrath, Groß-Boslar.)

Myhl ist ein langgestrecktes Reihendorf. Es zieht sich in ungefähr westöstlicher Richtung etwa 2 km lang hin. Der westliche Teil, das Unterdorf, reicht bis zur Kreuzung der Landstraße von Wassenberg nach Erkelenz mit der Dorfstraße und liegt im Tale. Das Oberdorf liegt auf der Ebene. Während das Unterdorf dicht Haus an Haus bebaut ist, liegen im Oberdorf die Häuser fast überall vereinzelt und sehr lückenhaft. Durch die in einiger Entfernung von der Dorfstraße gleichlaufend mit dieser sich hinziehenden Höhen erhält das Unterdorf eine wunderschöne Lage. Und der Blick von unten zu den lieblichen buschbewachsenen Höhen ist gleich reizend wie der von oben auf das zu Füßen liegende Dörflein.

Nördlich und westlich des Dorfes ist der Boden sandig oder doch stark sandgemischt. Südlich liegt dagegen mittelgutes und zum Teil gutes Ackerland. Der Fleiß des Myhler Landwirts zieht auf diesem Boden sogar ausgezeichneten Weizen. Geologisch betrachtet erkennen wir, daß der heranwehende Löß, der sich im weiter östlich und südlich gelegenen Erkelenzer und Jülicher Land gehalten hat, hier streckenweise verweht ist. Letzteres zeigt sich besonders im nördlichen und westlichen Teile der Myhler Gemarkung. Hier tritt die Sand- und Kiesschicht oft genug hervor. Wo auf diesem Teile der Boden wegen seiner Magerkeit den Anbau nicht mehr lohnt, ist er mit Kiefern und Heide bewachsen. Im anschließenden Wassenberger und Birgelener Gebiet zeigt sich eine ähnliche Bodenbeschaffenheit. Nach der holländischen Provinz Limburg hin wird der Sand immer reichlicher, bis er im Gebiet der Roermonder Heide nur noch spärliches Heidekraut hervorbringt.

Ein besonderes Schmuckstück des Ortes bilden die an beiden Seiten des Unterdorfes sich vorbeiziehenden, mit Gärten, Obstwiesen und Buschwerk bedeckten Höhen. Von der ziemlich am Ende des Dorfes gelegenen 1878 neu erbauten Pfarrkirche schweift der staunende Blick empor zu dem ihr gegenüber aufsteigenden Schwanderberg, von dessen Höhe ein mächtiges Steinkreuz ins Tal grüßt. Zu seinem Gipfel führt ein rechts und links von hohen Tannen eingefaßter Schlangenweg. Ein anziehendes Bild gewährt die am Karfreitag gegen 3 Uhr nachmittags diesen Weg hinaufziehende Prozession zur Verehrung des am Kreuz für uns hangenden und sterbenden Heilandes.

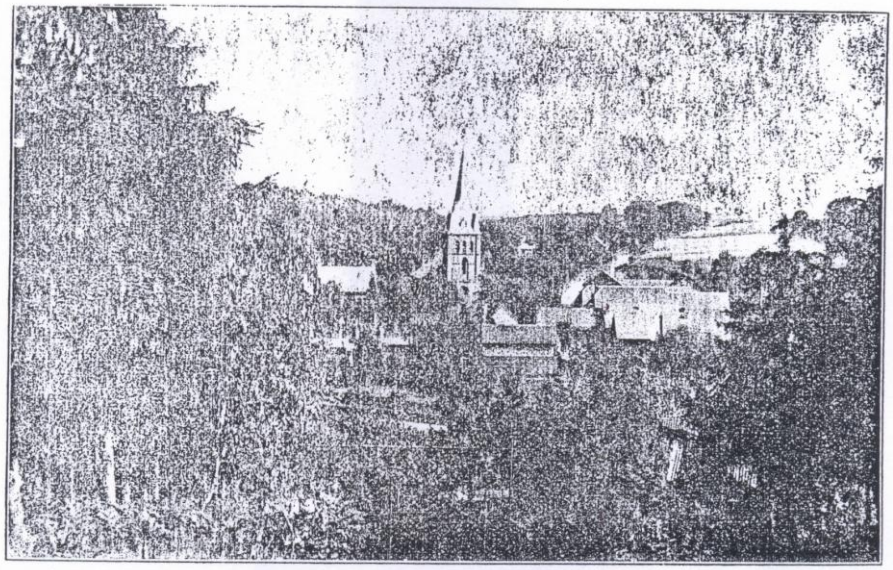
Hinter der Kirche liegt nach Süden der mit einer Grotte und Anlagen geschmückte Josefsberg. Schattenspendendes Buschwerk entzieht den em-

porsteigenden Besucher schon nach wenig Schritten dem Staube der Straße und versetzt ihn in stille Waldeinsamkeit. Schwanderberg und Josefsberg sind die ins Tal vorspringenden Teile des Höhenzuges, an die sich im Süden und Norden Felder und Wälder anreihen.

Zieht der Frühling ins Land, so zaubert er in der Myhler Gemarkung wahre Paradiesesherrlichkeit hervor. Da umkränzt er die Höhen mit frischem saftigem Grün; da entlocken die linden Frühlingslüfte den Nadelwäldern das wehmütig stimmende, schwermütige Säuseln, das da wie stilles Rauschen ferner Meereswogen tönt, dem ich so oft in meiner Jugend traumverloren lauschte; da erweckt er die gefiederten Sänger in Wald und Feld zum lieblichsten Konzert; da hallen Berg und Tal wieder vom Jauchzen und Schluchzen der Sängerkönigin Nachtigall, vom Kuckucksrufe und vom Singen und Zwitschern aus Tausenden frischer Kehlen.

Der Bach und die Weiher in Myhl.

In der Nähe des Ostendes des Dorfes zeigt sich eine bruchartige Stelle. Dort war bis vor einigen Jahren ein Weiher, Stecke Weiher. Aus ihm floß der Bach das Dorf hinunter. Zunächst hatte er wenig Gefälle. Das Wasser blieb stehen, und es waren Brücken notwendig, um zu den Häusern Ein- und Ausfahrt zu haben. Etwa 200 m abwärts war reichlich Gefälle. Bei Hausnummer 16 überquert der Bach die Straße und wieder beim Knick der Dorfstraße. In dem Bruch, das sich auf der nördlichen Straßenseite innerhalb dieser Strecke ausbreitet, war vor langen Jahren, etwa bis 1900 ein zweiter Weiher, et Wäschke. Und gleich dahinter, etwas höher gelegen, hat sich während meiner Schulzeit ein Loch befunden, in dem sich ganz reines Wasser befand. Da haben wir unsere Schultafeln gescheuert. Etwa 50 m weiter befindet sich noch heute Kone Weiher. Für uns lieferte er im Winter die schönste Gelegenheit zur Ausübung des Eissports. Do wut de Rosmühle gedreht, geschleddert, op der Isstohl gefahre on de Bahn geschlage, mänchmohl bis dat der Mond huch an der Hemmel stong on de hem alles över ene herfel, wenn der Jong met de Steenolegskann ut wor blieve. An all diesen Zauber kehrt sich unser Bach nicht. Stolz zieht er weiter bis Wietz Weiher, dorthin ungefähr, wo die Landstraße von Wassenberg die Dorfstraße schneidet. In diesen ergießt er sein Wasser und sorgt so, daß jeder schöpfen kann und im Winter den Kindern, die aus der Schule nach Hause steuern, die Eisfreude nicht fehlt. Im schön gepflasterten Bett eilt das Bächlein nun dem Walde zu, wo es durch reichliche Verstärkung an Wasser im Bruch sich Orsbeck zuwendet und dort in den Bach mündet. In der Nähe der Pastorat, an der Südseite der Straße, wo jetzt das Haus östlich von der Pastorat steht, breitete sich in meiner Jugend Pastuesch Weiher aus. Vom Straßen-



Myhl

rande trennte ihn damals ein Drahtzaun. Ihm gegenüber befindet sich unsere damalige Schule, de grute Schul. In den Pausen fanden sich dort die Knaben ein, die den Teichmolchen zuschauten, wenn sie emportauchten, um Luft zu schöpfen und dann wieder in der Tiefe zu verschwinden. Sie hießen bei uns Verfötig. Ganz besonders gefielen uns diese Teichmolche, wenn sie im Frühjahr ihr farbenprächtiges Hochzeitskleid trugen und die Männchen mit einem Hautkamm, der vom Nacken bis zum Schwanzende verläuft, geziert waren. Mit langen Ruten in der Hand wurde der Augenblick abgepaßt, wo der Molch zum Atemholen emportauchte. Ein rascher Hieb, und nicht selten brachte derselbe das schmucke Tier zur Strecke. Dann schwamm es oben und wurde ans Ufer gebracht. Der Lehrer hat diese Liebhaberei nie erfahren. Er hätte derselben das verdiente Ende bereitet. 1892 wurde dieser Weiher tief gefegt. Im folgenden Winter haben wir et Is tie gespronge on sind drüver gelope, dat et sech wie Leer böget. Op emol, et wor et Samstes Namedags, ech kom ut et Küschke, wo ech mi Vadder sel. an et Schonze make geholpe ho, du brok dat Is en, on Manutes sot en et Water. Ech werket mech vörwärts, ävel dat Is brok av wie Dreck, so tie wor et. Die be mech wore, Nollese Konn on noch enege Klante, hoe mech Hölp geholt. Der oe Küppenbender on ech glöv der Knure Schuster wor et, die hant mech e paar Stake gereckt, do han ech mech a faßgehode, on so hant se mech erut getrocke no der Tewes sine Bonget eren. „Das Büblein hat getropfet, der Vater hats geklopfet zu Haus."

Von den 5 Weihern innerhalb Mühls sind also schon 3 zugeschüttet. Einst mögen diese Weiher eine große Bedeutung gehabt haben bei Feuersbrünsten und als Viehtränke. Heutzutage werden sie aber durch gute Brunnen und vielleicht auch noch einmal durch eine Wasserleitung ersetzt.

Neujahr in Mühl.

Es gibt im Rheinland wohl keinen Ort, in dem zu Neujahr nicht gefeiert wird. Sylvesterabend wurden in Mühl in jedem Hause die Joschkoke gebacken. Der Teig zu diesem Kuchen bestand aus Buchweizenmehl. Dies wurde mit aufgelöstem Kraut angemengt und mit den übrigen Zutaten versehen, wie Zucker, Rosinen. Letztere kamen aber seltener hinein. In die Pfanne wurde Fett getan und mit einem Löffel schöpfte man aus dem gut „gegangenen" Teig und ließ ihn so in die Pfanne fallen, daß ungefähr handgroße Kuchen entstanden. Nachdem sie auf beiden Seiten gebacken hatten, wurden sie auf die Kuchenschüssel gehäuft. Man aß sich dabei so satt, dat Bottermelk on Erpele met Olekszaus net mi schmeke. Die erkalteten Joschkoke bildeten andern Tags einen Leckerbissen, wie ich mir etwas würziger in Geschmack nicht vorstellen kann. Sie verschwanden denn auch wie Butter vor der Sonne. Am Neujahrstage zogen die Patenkinder zu Paten und Patin und erhielten ihre Neujahrsbrezel, auch wohl Drellkes on Stünzkes. Und wie artig wurde man von der Patin aufgenommen. Und wenn die meinige mich ihr „liebes Kind" nannte, so konn'e ich kaum begreifen, wie ich met all min Flegelsstriek noch e „lieb Kind" sie kosch. Die hat sie wohl nicht zum Bruchteil erfahren. Das war mein Glück. Die Erwachsenen gingen, bes. nachdem das Hochamt aus war, överrosche (überraschen), d. h. man paßte auf, daß man der erste war, der das „Glöckselig Neujohr!" zurief. Der Ueberraschte rief dann gewöhnlich zurück: „Och glöckselig Neujohr!" In jedem Haus, in das man överrosche ging, gab's einen Schnaps und Plätzchen. Wer nun merkte, daß das Maß zu voll wurde bei all den Besuchen, der bat freundlich, man möge ihn mit Trinken verschonen und es bei einem Plätzchen oder Joschkok bewendet sein lassen. Es gab aber auch solche, die überall ihren Schnaps tranken und dann durchhielten bis Abend. Nicht selten gab's dann drollige Bilder, solche, die das körperliche Gleichgewicht trotz aller Bemühung nicht mehr ganz zu halten wußten. Von gewissen Verehrern des Schnapses wußte man auch bestimmt, daß sie zu später Nachmittags- oder Abendstunde vollständig betrunken heimwärts schoben.

Der Neujahrstag war so recht ein Tag der Freude für alle. Da suchte ein jeder das Seinige zur allgemeinen Erheiterung beizutragen. Und die echten dorfbekannten Spaßmacher konnten manchmal derartiges im Witzereißen leisten, daß einem „der Buk wihe ding".

Das Neujahrsschießen, das der diensteifrigen Polizei zum Trotz immer und immer wieder geschah, mögen wohl Kriegs- und Nachkriegszeit mit all ihrem Herzeleid abgebracht haben.

Die Sage vom Schwanderberg.

Ein verheerend Ungewitter
zog einst über Mühl hernieder.
Es war furchtbar ohnemaßen,
daß die Leut' es nicht vergaßen.

Die Bewohner alle flehten
in andächtigen Gebeten:
„Rett' uns Gott aus dem Gewitter,
sieh, wir leiden alle bitter!"

Doch die Blitze zuckten nieder,
und die Täler hallten wider
von den Donnern, die da brüllten
und den Fluten, die sie füllten.

Schon drei Tag' das Wetter währte,
doch der Himmel sich nicht klärte.
Und das Volk begann zu fragen:
„Wer ist schuld an diesen Tagen?"

Da sah man aus dem Blitzgefunkel,
das erhellt' des Wetters Dunkel,
eine bleiche Nonne eilen
zu dem Berge ohne Weilen.

Aus des nahen Klosters Zellen
schritt sie trotz der Wasserwellen.
„Ich bin schuld," so rief sie nieder,
„an dem schrecklichen Gewitter.

Bin ich oben angekommen,
wird das Leid hinweggenommen."
Und bergan eilt sie zur Spitze.
Und das Licht von einem Blitze

taucht den Berg in lauter Flammen,
die die Nonne mit sich nahmen.
Nie mehr hat man sie gefunden.
Mit dem Blitz war sie verschwunden.

Und den Berg am Dorfesrande
Schwanderberg man drauf benannte,
weil die Nonn' verschwand dort oben
in des Ungewitters Toben.

Doch das Kreuz dort muß es klagen,
was sich einst hier zugetragen,
wie Gott schwere Sünder richtet
und im Grimme sie vernichtet.

Myhlschloß- und Schwanderberg-Sage.

Von J. L. Jacobs, Myhl.

Das reizvoll ausgestattete Myhltal weist, wo sein Grund am tiefsten, doch eine Stelle auf, die trüb und unerfreulich aussieht, zumal in den Jahreszeiten, da das dort wachsende Erlengesträuch seines grünen Laubschmuckes entbehrt. Einem geistlos blickenden Auge gleich stieren die zwischen den Wurzelstöcken der Erlen sich haltenden Lachen brackigen, fahlroten Wassers herauf. In dunklen Nächten zuckt wohl mal ein Irrlicht auf, steht sekundenlang zwei, drei Meter über dem Boden und erlischt. Unheimliche Stätte! Der Myhlbach schleicht mit verhaltenem Laut hindurch, um eine kurze Strecke weiter, froh dem Sumpfgebiet entronnen zu sein, in gewundenem Lauf zwischen Wald und lichtgrüner Wiese sein lachendes Geplauder anzuheben. Seitwärts der Sumpfstelle führt über eine mit steiler Böschung ansteigende Bodenerhebung durch den Randteil eines kleinen Wäldchens ein Weg.

Zur Sonnwendzeit und an warmen Sommerabenden, wenn ringsum alles ruhig ist, wandelt Frau Sage des Weges dort auf und ab, leise in schwebendem Gang, umflogen von den sanften Lichtlein der Johanniswürmchen. Nur diese sind dem Menschenauge sichtbar; Frau Sage bleibt dem Blick entzogen. Was sie raunend spricht und redet — dem Ohre des Geweihten nur ist's vernehmbar. Worte dunkel und ernst. Horch! Worte der hl. Schrift: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, der Mutter Fluch von Grund auf sie zerstört."

Frau Sage erzählt:

Ein Schloß im freundlichen Tal. Rundum im breiten Graben Wasser, klar wie Kristall. In wohlgepflegten Gärten der Blumen Farbenpracht und Duft. Das Schloß ragt hoch und hehr. Menschen wohnten dort: gute — Kinder des Lichtes — böse — Söhne und Töchter der Finsternis. Eine, die letzte, in ihrem Schloßleben eine sehr ungute. Herrschsüchtig, zänkisch, neidisch. Die über andere stets harte Worte hatte, die hämisch redete über jedes in Ehren züchtige Paar, das in schöner Liebe zusammenging. Hatte doch selbst einen Buhlen, dem sie würdelos nachging, der aber mehr Begehr trug nach dem schönen Schloß mit seinem Reichtum, als nach der eitlen Schloßtochter. Diese in ihrem Eigendünkel merkte es nicht oder wollte es nicht merken. Vom Vater hatte sie Vorhaltungen nicht zu fürchten. Dessen Leib deckte kühle Erde. Auf die Mahnungen der durch ein körperliches Leiden in ihr Gemach gebannten Mutter achtete sie nicht. Sie hatte für die Mutter nur Widerspruch und gar noch verletzenden Spott.

Die Schloßtochter hatte einen etwa anderthalb Jahre älteren Bruder, hochherzig, edelmütig. Nichts Lieberes kannte der als Wissenschaft des Wahren und Schönen und Befolgung alles göttlich und menschlich Guten. Als Freund der urwüchsigen Gottesnatur trug er Vorliebe für die durch das Abenddunkel fliegenden Johanniswürmchen. Ebenso seine junge Braut, mit der sich zu vermählen er von weiter, ferner Landesfahrt heimgekehrt ist. Beide Verlobte, Hand in Hand gehend, wenn der Tag versunken, erfreuten sich an den kleinen schwebenden Würmchen, nahmen wohl mal etliche auf und setzten sie sich auf Hand und Schulter oder in der Braut lockiges Haar, daß es darin wie Goldfunken leuchtete.

Die Schwester neidete dem Bruder sein Glück, neidete ihm vor allem sein Eigentum an dem Schlosse, darin sie sich als Alleinherrscherin fühlte. Bis in des Bruders Gemach drang sie, ließ keine Sache unberührt, verdarb was ihrem Sinne nicht genehm. Der Bruder sieht's mit Schmerz und Zorn und ist trotz aller Sanftmut in gerechter Empörung. Doch schon fühlt er sich von schwerer Sorge, tieferem Kummer bedrückt. Er sieht seine Braut von der Schwester gehaßt und sich selbst von dem Buhlen der Schwester heimlich nachgestellt. Er sieht sein holdes Lieb in wenigen Tagen bleicher und abgezehrter werden,

wie wenn ein langsam wirkend Gift ihr durch die Adern ging. Das Mädchen, so lieb und gut, stirbt — eine Rose, die gebrochen, bevor noch zur vollen Blüteschönheit sie gelangt. — Wo der Wald ein kleines Viereck zur Begräbnisstätte der Schloßbewohner vom Baumwuchs freigelassen hat, wurde die Tote beerdigt. Der Abend kam. Da flogen Lichtlein her aus dem Walddunkel. So viel ihrer waren, alle ließen sich nieder auf dem Gesträuch rings um das Grab. Und keiner war, der es sah, als nur der vereinsamt am Grabe knieende junge Mann. Ein zweiter Abend folgte und brachte dasselbe Bild. Am dritten Abend kniete der Schloßsohn wieder vor dem Waldgrab der Braut. Noch waren die geflügelten Lichttierlein nicht gekommen. Eine dunkle Gestalt aber schlich heran, die Tritte dämpfend, daß sie nicht gehört wurden. Wie die Gestalt nahe genug war, fuhr es von frevler Hand geschnellt, dem am Grabe Knieenden scharf und schneidend in den Rücken. Feiger Mord! Noch stand der Mörder vor dem Getöteten, um dann jäh aufzufahren und in das Dunkel zu starren, aus dem es wie funkelnde Augen der Rachegöttinnen herzukommen schien. Mit einem Schreckensschrei stürmt er davon.

Den Schloßsohn fand man andern Tags tot vor. Was die Schwester an maßloser Trauer um den Verlust des Bruders zu empfinden vorgab, war geheuchelt. Die wilde Freude, nun die alleinige Schloßeigentümerin zu sein, zeigte sich unverhohlen in ihrem ganzen Gehaben. Wie arg sie es trieb, sie und ihr manchmal wie verstört auffahrender Buhle in verletzend herrischem Auftreten und mit Genossen der Lust in lauten, lärmenden Gelagen: keiner war, der unter der Lieblosigkeit und dem unwürdigen Lebenswandel der Tochter mehr litt als die Mutter. Gerade das Gemach, in dem ihr körperliches Gebrechen sie festhielt, hätte die Tochter gern für sich gehabt. Sie verkürzte durch solche Bitterkeiten der Mutter das Leben. Bis endlich in einer Stunde der Mutter Blut heiß aufwallte und sie der Tochter als Fluch die Worte zuschleuderte: „O daß Du das Schloß in den Grund versinken sähest und du selbst vom Erdboden verschwinden mögest!"

Die Mutter starb — was tut nicht Mutterliebe! — mit einem Aufschrei im Augenblick ihres Verscheidens: „Gott erbarme Dich meines Kindes!" — Den im Sterben brechenden Blick der Mutter mußte die Tochter wider Willen auffangen. Der war vor ihr, wo sie ging und stand. Seltsame Unruhe überkam sie und wuchs an, wie sehr sie auch durch geräuschvolle Zusammenkünfte mit ihrem Buhlen und ihrem und seinem Anhang diese Unruhe zu bannen suchte. Noch seltsameres geschah. Am Abend eines aufgeregten Tages, an dem ihr Buhle in blutigem Streit mit seinen Genossen erschlagen worden und mit dem Bekenntnisse, der Mörder des toten Schloßsohnes zu sein, aus dem Leben geschieden war, lag die junge Schloßherrin ruhelos auf ihrem Bett. Da sprang wie unter dem Druck einer unsichtbaren Hand das Fenster auf und herein flog eine Anzahl kleiner funkelnder Lichttierchen. Zwei davon nahmen ihren Flug gegen das Bett hin. In immer gleichem Abstand, wie in einem Menschenantlitz die beiden Augensterne sich haltend, zwangen sie die Blicke der auf ihrem Lager liegenden Schloßherrin auf sich. Da war es dieser, als sähe sie die Augen der Braut, der sie den Gifttrank eingeben ließ, diese Augen, die im Leben so freundlich hell geleuchtet, dann im Siechtum der letzten Lebenstage erloschen waren. Dann schienen es des Bruders Augen zu sein, die zürnend auf sie sich richteten. Nun die Augen der Mutter, in denen es wie Drohen und Flehen zugleich lag.

Immer unruhiger wurde es in der Seele der Schloßbesitzerin. Plan- und ziellos irrte sie tagsüber durch die Gegend, voll Bangigkeit der Nacht entgegensehend, fürchtend, daß durch das Dunkel die ihr so entsetzlich dünkenden glühenden Augen wieder auf sie zuschweben und unverrückbar sie ansehen würden. Einmal führte sie ihr Gang die gegen Osten sich befindlichen Höhen hinan. Da sah sie an einer Stelle Werkleute mit dem Bau eines Klosters beginnen. Was war es, daß sie zwang, plötzlich stehen zu bleiben. Geraume Weile blickte sie auf das Tun der Leute. Dann trat sie hinzu, nahm einen Stein und trug ihn den Bauhandwerkern zu. Nahm einen zweiten und dritten Stein und tat wie mit dem ersten. Alsdann nahm sie so viel Steine als ihre Hände tragen konnten, überbrachte sie den Maurern und schaffte so den ganzen Tag. Am Abend ging sie heim, um andern Morgens wiederzukommen zu gleicher Arbeit. Tag für Tag tat sie so, faßte was sie vermochte, an Baugestein und Holz und gab es den Bauleuten zur Hand. Weder die erstaunten Blicke wie das verächtliche Lächeln der Bauleute sah sie, noch hörte sie deren höhnische Worte und merkte auch nicht, wie das allmählich überging in scheue, ehrfurchtsvolle Verwunderung. Das Wissen in ihr, daß es um ihre Seele ging, ließ sie sich zu Magddiensten verdemütigen. Immer schweigsam, ohne Laut. Nur daheim durfte sie, von Menschen ungesehen und ungehört, aufstöhnen in qualvoller, doch segenbringender Reue. Wie das Kloster fertig stand, ließ sie sich darin aufnehmen als die geringste der Mägde Christi und sich die engste, entlegenste Zelle anweisen. Neben dem Gebets- und Opferdienst vor Gott meldete sie sich zur Ausübung werktätiger Nächstenliebe,

zur Pflege eines alten gebrechlichen Mütterleins und zur zuvorkommenden Sorge um ein in Fehle und Leid geratenes, von Anderen gemiedenes Mädchen, dem sie den Seelenfrieden und das Glück eines geordneten Daseins erringen half.

Jahr um Jahr verging. Ein heißer Sommer kam. Da zog es eines Tages herauf aus der Ferne über die Heinsberger Landebene hin, schweres, düsteres Gewölk. Weithin umzog es den Himmel und stand über dem Myhltal, über Schloß und Kloster mit zuckenden Blitzen und rollendem Donner. Den ersten, zweiten und dritten Tag. Das furchtbare Unwetter machte die Menschen zittern und ließ die Tiere scheu sich in Nestern und Höhlen verkriechen. Kein Regen fiel. Was war es, daß das Gewitter so lang anhalten ließ, daß Blitz und Donner immer schreckhafter wurden?

Am Kloster öffnet sich die Pforte und heraus tritt eine hohe, schlanke Frauengestalt. Langsam und gemessen schreitet sie die Talstraße daher, mit tiefer Demut in der Seele, doch zugleich voll hehren, mutigen Opfersinnes. Sie hat das Tal durchschritten und steigt den vom Kloster aus nördlich zum Tal vorspringenden Hügel hinan. Auf der Spitze angelangt, wendet sie ihr Angesicht dem unten sich hinziehenden Tale zu und schaut inmitten des Talgrunds das Schloß. Ihr Schloß, nach dessen Alleinbesitz sie früher so heiß verlangt. Ein Blitz springt aus der Wolke, hinein in den Schloßbau. Der Donner kracht. Türme und Zinnen wanken und die Mauern reißen. Wie zur Steinsäule verwandelt, starrte die Klosterfrau unverwandt hinab und sieht das Schloß stürzen und versinken in den Grund.

Wieder fährt ein Blitz diesmal zu dem Hügel nieder und ein Donnerschlag, alle vorherigen an Heftigkeit übertreffend, erzittert die Luft. — Die Stelle, wo die Jungfrau soeben gestanden, ist leer, die Jungfrau wie vom Erdboden verschwunden. So hatte sich, wie das Flehen der sterbenden Mutter für ihr Seelenheil erhört worden, an ihr auch der Fluch der Mutter erfüllt. Die Wolken brachen. Eine Flut rauschenden Regens stürzte nieder. Die wälzte von den Hügelhängen rundum durch Wege und Pfadrinnen eine gewaltige Menge Schlammes dem Tale zu, zu der Stätte, wo das Schloß gestanden hatte. Da ward die Stätte zum sumpfigen Bruch. Dem Hügel, auf dem die Jungfrau verschwand, gab der Volksmund den Namen „Schwanderberg". Seit alter Zeit krönt ihn ein, früher schlicht aus Holz gefertigtes, jetzt aus Stein gehauenes Kreuzbild.

Frau Sage schweigt.

Ein Traum zeigte mir einst das Schloß, wie Frau Sage es geschildert. Das Schloß so hoch und hehr aus eines kleinen Sees kristallklarer, des Himmels Blau widerspiegelnder Flut aufragend, die Türme, Zinnen und Mauern warmblickend in des Sonnenlichts goldenem Glanz.

Und die Johanniswürmchen, die in ihrem stets ruhig sanften Lichtschein dem einen so lieb und hold, den anderen zum Entsetzen schreckhaft vorkamen? — Ja! die hab' ich selber gesehen. Nein! Und doch! — Viele Jahre sind es her, da ich als 12- oder 13jähriger Junge gegen Abend von Haus aus ein von der Weide verirrtes Haustier aufzusuchen, in den unterhalb der bezeichneten Sumpfstelle gelegenen Wald hinunterrannte. Einsam und allein die Waldpfade nachgehend und durch das Gesträuch mich windend, war ich bald von tiefem Abenddunkel umgeben. Mit eigenartiger Empfindung im Herzen schritt ich weiter bis nahe dem Waldausgang bei der Wiese. Was war da? — Weitum alles dunkel. Vor mir ein Strauch, darauf und darinnen funkelte und leuchtete es in feenhaftem Glanz und Schein von Johanniswürmchen, wohl an, wenn nicht über die Hundert an Zahl. Da habe ich plötzlich stehen bleiben müssen. Alle Sorge um das verirrte Tier war von mir gewichen. Lange stand ich das einzigartige Naturbild anzuschauen, um dann ruhig den am Bruch vorbei und die Böschung entlang führenden Weg, wo Frau Sage gewandelt, heimzukehren. Das Haustier wurde andern Morgens heimgebracht. Was auf der Suche nach ihm mir ein von ungezählten Lichtkörperchen durchsetzter Waldstrauch im Dunkel des Sommerabends geboten: nie habe ich im Wald etwas Schöneres gesehen.

Aus den Aufzeichnungen der St. Sebastianus-Schützen zu Ratheim.

Mitgeteilt durch **Franz Heckmann.**

III.

Kämpfe an der Rur im Jahre 1793 und 94.

Dieser Abschnitt der Schützenbücher enthält manche sehr interessante Einzelheiten. Ueber die Schlacht an der Rur und die Erstürmung Heinsbergs im Oktober 1794 hatte Theo Wolters 1914 in der von ihm herausgegebenen Beilage „Die Heimat" recht ausführlich geschrieben. Da er einzelne Stellen der hier wiedergegebenen Aufzeichnungen fast wörtlich anführt, können wir wohl annehmen, daß ihm diese Schützenbücher bekannt waren.

Zur Einführung unserer Leser kurz folgendes: Die Revolutionsarmee hatte am 6. Nov. 1792 die Osterreicher, denen bekanntlich damals Belgien gehörte, bei Jemappes geschlagen und sie

darauf bis über die Rur zurückgeworfen: die Rur blieb die Grenze zwischen den Streitenden bis zum Frühjahr 1793. Am 1. März 1793 wurden die Franzosen bei Aldenhoven geschlagen und mußten darnach wieder nach Belgien zurück. Aber im Sommer 1794 rückten die Franzosen abermals vor. In den ersten Oktobertagen 1794 wurden die Oesterreicher an der Rur entscheidend geschlagen und mußten das linke Rheinufer räumen. Aus dieser Zeit nun erzählt der Bericht der Ratheimer Schützen.

Eine Liquidation des Fr. Dorsch aus Ratheim berichtet folgendes:

Am 14. Februar 1793 haben die zu Millich, Busch und hier zu Ratheim gewesene österr. Kaiserl. patrouillen auf die zu Orsbeck cantonierenden Franzosen und am Brandfalter auf 4 Franzosen gefeuert und einen Mann vom Pferde geschossen. Die Kaiserlichen haben mir in meinem Garten, wo sie noch 4 Schüsse gethan, 2 Hemden, ein Manns- und ein Frauenhemd, beide neu, mitgenommen, ich rechne dafür 6 rth. Ungefähr um diese Zeit, berichtet das Gemeinderatsmitglied H. Lohnen zu Millich, wurden die Oesterreicher benachrichtigt, daß 30 Franzosen in die Abtei Dalheim eingedrungen seien. Ein in Millich liegender Obrist requirierte den Theodor Hansen aus Millich, der in Churpfälzischen Diensten gestanden, um ihnen den Weg zu zeigen und brach gegen 9 Uhr abends mit einem Pikel Pioniere auf. Diese umsetzten gegen Mitternacht die Abtei, schlugen dann die starke mit schweren eisernen Nägeln beschlagene Türe ein. Auf allen Zimmern wurden Lichter angezündet, aber es gelang nur einem Franzosen zu entkommen; die anderen wurden gefangen genommen und abgeführt. (Nach Fr. Mayer-Dalheim bedrängten die Franzosen zweimal die Abtei, 1. am 20. Dez. 1792, 2. am 3. Okt. 1794.)

Die Oestereicher hatten im Jahre 1794, um den Franzosen den Uebergang über die Rur zu wehren, mit ihrer Hauptmacht die Linie Düren, Jülich und Linnich besetzt. Um nicht umgangen zu werden, hatten sie ruraufwärts hinter der Wibberusch zu Niederau und rurabwärts hinter dem Kappbusch zu Ratheim eine Truppen-Abteilung aufgestellt. Auch hatten sie Posten bei Aldenhoven und Heinsberg vorgeschoben. Am 1. Oktober 1794 langte der franz. General Jourdan mit einer Armee von über 100 000 Mann an und befahl, am 2. Oktober die vorgeschobenen Posten zu nehmen und die ganze Rurlinie zu durchbrechen. Dem General Kleber war der linke Flügel anvertraut; er hatte die Weisung erhalten, das linke Rurufer zu säubern und auf Ratheim vorzudringen. Der französische General Bernadotte führte die Avantgarde auf Heinsberg zu; da er dort auf hartnäckigen Widerstand stieß, sandte Kleber von Sittard aus noch Ney mit seinen Jägern zu Pferd und einigen Kompagnien leichter Infanterie ab. Nachdem sie die Oesterreicher aus Heinsberg geworfen, welche sich auf Wassenberg zurückzogen, wurde die Avantgarde auf Ratheim zu dirigiert. Die Oesterreicher hatten die Kettenbrücke zerstört und die Furten durch die Rur mit Artillerie besetzt, hinter der die Infanterie aufgepflanzt war. Die Franzosen schlugen die Straße von Heinsberg nach Dremmen ein und entdeckten an der Kivitte (an der Schanz zwischen Ratheim-Oberbruch) die geeignete Stelle, um die Oestereicher von der Seite zu bestreichen. Als sie hier eine Batterie beschossen, wurde die Stellung der Oesterreicher etwas zum Wanken gebracht. Diesen Augenblick benutzend, warf sich die 71. Halb-Brigade, die Patronentasche auf dem Bajonett aufgehängt, unter dem Artilleriefeuer und dem Gewehrknattern der Infantrie in den Fluß, der durch lang anhaltenden Regen sehr angeschwollen war und stürzte mit dem Bajonett auf die Oesterreicher vor, welche durch diesen unverhofften Vorstoß bestürzt, sich eiligst zurückzogen. Bernadotte ließ nun zwischen der Schanz und den Ohofer-Benden eine Brücke über den Fluß schlagen und traf seine Anstalten für den folgenden Tag. Als dieser anbrach, waren die Oesterreicher verschwunden. Am vorigen Abend waren sie bis Millich gekommen und überlegten noch, wie sie die Franzosen im Vordringen aufhalten könnten, als in der Nacht ein Kourier eintraf, der meldete, daß der Feind bei Linnich die Rur überschritten habe und den Befehl überbrachte, sich auf den Rhein zurückzuziehen. Für einige vom Pulver geschwärzte Soldaten, die schon in Millich gesagt hatten, sie würden am andern Tag einen schweren Stand haben, war diese Nachricht nicht unerfreulich.

Erdwerke und Wallburgen.

P. A. Tholen sprach jüngst in der „Heinsberger Volksztg." über Burgen Kaiser Karls im Heinsbergerland. Herr Kauven-Birgelen bringt heute dazu interessante Ergänzungen. Nun darf man aber bezüglich dieser Erdwerke die Vermutungen nicht allzu sehr überspannen. Das Vorkommen karolingischer Gefäße in unserer Heimat läßt besonders in abgelegenen Gegenden keine kurze, bestimmte Zeiteinstellung zu. Nach Ansicht namhafter Forscher sind in unserer Heimat karolingische Gefäße bis weit ins Mittelalter hinein gebraucht worden. M. Ansicht nach sind diese Erdwerke Reste von Schanzen, Fliehburgen, in die man in Kriegszeiten das Vieh trieb, wo sich auch wohl die Menschen der Dörfer verbargen. Natürlich mindert das ihre Bedeutung für unsere Heimatgeschichte nicht. Und wir freuen uns, daß bald planmäßige Forschungen angestellt werden können. Sp.

Die Wallburgen bei Birgelen.

Lehrer Kauven, Birgelen.

Unser verdienter Forscher P. A. Tholen weist in Nr. 25 der „Heinsb. Volksztg." auf mehrere alte Erdwerke hin, in denen er Burgen aus der Zeit Karls des Großen zu erblicken glaubt. Er sagt, daß er sich nicht habe träumen lassen, daß der Norden unseres Kreises eine solche Fülle von Resten alter Verteidigungsanlagen aufweise. Da aber mit den bereits bekannten die Reihe der Erdwerke nicht geschlossen ist, soll in den folgenden Zeilen versucht werden, die in der Umgebung von Birgelen vorkommenden zusammenzustellen und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Zunächst möge hier Platz finden eine südlich von Birgelen in den „Dämmen" befindliche Anlage, wo der Ueberlieferung nach Schloß Schlickum gestanden haben soll. An der einen Seite ist eine halbkreisförmige regelmäßige Umwallung mit tiefem Graben, während auf der andern Seite die Anlage, deren Durchmesser insgesamt sich auf 70—80 m beläuft, ebenfalls mit Graben und hohem Wall, aber unregelmäßig verläuft. Stellenweise ist das System durchbrochen oder mit Erde angefüllt und dadurch eine Durchfahrt geschaffen. Das Ganze, eine Insel inmitten des umgebenden landwirtschaftlich benutzten Bodens, war bis vor wenigen Jahren mit hohen Bäumen bewachsen; jetzt ist es nur an der Seite des dort vorbeiführenden Leichweges mit Gestrüpp und Dorngerank bestanden und dient als Abladestelle für Schutt und Müll.

Ein ziemlich verzweigtes Erdwerk ist im „Junkerbruch zwischen Birgelen und Wassenberg zu erkennen. Es wird von der Eisenbahn durchschnitten. Auf ihrer Ostseite ist ein Stauwerk zu vermuten, das Verbindung hat mit einem auf der Westseite gelegenen viereckigen Platz. Diesen umgeben tiefe, regelmäßige Gräben und machen ein Betreten bei der jetzigen Jahreszeit unmöglich. Man hat einmal erzählt, dort habe eine Mühle gestanden. Vermutlich sind hierhin auch die Weiher zu verlegen, welche, an der Straße zwischen Wassenberg und Birgelen gelegen, 1445 von dem Kapitel zu Wassenberg den Eheleuten Thys Honnen in Elsken in Erbpacht gegeben wurden.

Eine dritte Burganlage darf im „Katzengraben", nicht weit von Kromland, gesucht werden. Dort liegt, versteckt zwischen hohen, schirmenden Tannen und alten, von Efeu umrankten Eichen, ein ungefähr achteckiger Platz von schätzungsweise 60×75 m Ausdehnung, der ringsum von einem regelmäßig verlaufenden, überall gut erkennbaren Graben umgeben ist.

Von ähnlicher Form und Ausdehnung ist eine Anlage in dem kleinen Gebüsch östlich vom Wege Krafeld—Dohr, welche Pfr. Schiffers vor einigen Jahren in den „Bausteinen" erwähnt hat. Die Krafelder nennen sie „Schürkes Hof". Wenn wir damit auf einen alten Hof schließen, so lassen Wälle und Gräben eine Uranlage in früher Zeit vermuten.

Im Ossenbruch, nicht weit von Schaufenberg, liegen der von P. A. Tholen erwähnte Bollberg und die dazu gehörenden Erdwerke. Dort hat früher das Gut Ossenbroich gestanden, das i. J. 1560 in die Hände der Freiherrn von Wassenberg kam und vor über 100 Jahren abbrannte (vergl. Heimat, Jahrg. 2, Seite 35). Bei dem Hügel haben wir es jedenfalls mit der Uranlage des genannten Gutes zu tun. Der im Volksmund lebende Name „Hofer Bergske" deutet auf die Beziehung mit dem genannten Hofe hin.

Weiter wäre noch der beiden von Tholen gedachten Wallburgen am Schaagbach Erwähnung zu tun. Die eine, etwa 250 m bachaufwärts von dem an der „Arsbecker Bahn" durch Josef Linzen entdeckten karolingischen Töpferofen gelegen, zeigt an zwei Seiten regelmäßige Rechteckform von etwa 60 bezw. 80 m Länge. Die beiden andern Seiten sind weniger gut erhalten. Dem Ganzen ist ein großes Staubecken vorgelagert, durch das die heute noch sehr tiefen Gräben gefüllt werden konnten. Das Volk bezeichnet diese Anlage als „Kruenekull". Vor einer Anzahl von Jahren haben einige Wildenrather dort Töpfe ausgegraben. Man stößt dort auch auf karolingische Scherben und Ziegelsteine.

Die zweite Schaagbachanlage, etwa 400 m bachabwärts von der „Kruenekull", zeigt ovale Form mit einer Längenausdehnung von ungefähr 50 m. Auch hier sind Scherben zu finden, die, und die ganze Anlage mit ihnen, in Verbindung mit dem Töpferhügel zu bringen sind.

Auf ein Gemeinsames bei allen Anlagen sei noch hingewiesen: immer fließt ein Wässerlein vorbei, das die Gräben und die bei einigen vorhandenen Stauwerke füllte. Auch die meist vorherrschende Rechteckform fällt auf.

Ich maße mir nicht an, ein Urteil zu fällen über die Zeit der Entstehung dieser Wallwerke und ihren ursprünglichen Zweck. Das steht Berufenern zu. Aber es wird Zeit, daß sich die Forschung mit der Lösung der uns in diesen Werken überkommenen Fragen beschäftigt. Schon streckt das Gespenst der Industrie seine Hand aus über unsere Jahrtausende alten Wälder, ein Morgen nach dem andern wird dahingerafft, und mit dem letzten Baum wird auch das verschwinden, was der bergende Schoß der Heimaterde uns bewahrt hat. Aber noch ist es Zeit, vieles zu retten. Der Kreis Heinsberg sieht sich vor die dankenswerte Aufgabe gestellt, die von den verschiedensten Seiten angeregten Grabungen baldigst zu unternehmen.